



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2016

**Buchrezension: Kleinert, Martina: Weltumsegler. Ethnographie eines
mobilen Lebensstils zwischen Abenteuer, Ausstieg und Auswanderung.
Dissertation Universität Göttingen. Bielefeld: Transcript, 2015 (Kultur und
soziale Praxis)**

Krahn, Yonca

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-133184>
Journal Article
Published Version

Originally published at:

Krahn, Yonca (2016). Buchrezension: Kleinert, Martina: Weltumsegler. Ethnographie eines mobilen Lebensstils zwischen Abenteuer, Ausstieg und Auswanderung. Dissertation Universität Göttingen. Bielefeld: Transcript, 2015 (Kultur und soziale Praxis). Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 112(1):100-101.

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

BONZ, JOCHEN: *Alltagsklänge – Einsätze einer Kulturanthropologie des Hörens*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 2015 (Kulturelle Figurationen: Artefakte, Praktiken, Fiktionen), 190 S.

Sich mit Alltagsklängen wissenschaftlich auseinanderzusetzen ist neu – auch in der Kulturanthropologie, die sich in besonderer Weise der Erforschung alltagskultureller Phänomene verpflichtet fühlt. Wohl sind Klänge, Sounds und dementsprechende Bedeutungsdimensionen in den letzten Jahren immer wieder zum Forschungsthema in der Kulturanthropologie geworden, selten wurde diese Beschäftigung aber so konsequent aus der subjektspezifischen Perspektive des Hörens erarbeitet und dabei epistemologisch begründet, wie es in dem hier vorgelegten Band des Innsbrucker Kulturanthropologen Jochen Bonz der Fall ist.

Wie der Titel des Bandes *Alltagsklänge – Einsätze einer Kulturanthropologie des Hörens* jedoch schon antönt, geht es Bonz weit mehr als nur um die Auseinandersetzung mit Alltagsklängen und dem Hören, sondern darum, aus dem Modus der auditiven Wahrnehmung eine Forschungshaltung abzuleiten, die zu anderen epistemologischen Voraussetzungen wissenschaftlichen Arbeitens führt und dafür geeignet ist, die «Stellung des Subjekts in der spätmodernen Gegenwart, und damit auch die Grundzüge dieser Kultur» (S. 5) erforschbar zu machen. Bonz beginnt seine Einleitung mit dem in Forschungsprogrammen zu Klang vielzitierten Okkularzentrismus, der die europäische Kultur bis weit in das 20. Jahrhundert hinein prägte und die anderen Sinne dem Auge unterordnete. Der Fokus auf das Sehen habe wissenschaftstheoretisch betrachtet zu spezifischen Modi des Erkennens und Verstehens geführt, die Genauigkeit, Präzision, Festschreibung und Ein- und Abgrenzung (S. 2) als zentrale Gütekriterien wissenschaftlicher Aussagen erhoben. Doch diese Form des eindeutigen Erkennens geriet in die Krise, weil wir – nicht zuletzt durch die Flut der Bilder, mit der die moderne Gesellschaft konfrontiert ist – wissen, dass nicht nur entscheidend ist, was wir, sondern auch das, was wir nicht und wie wir es sehen beziehungsweise nicht sehen. Die Hinwendung zum Hören, die im *sensual turn* und in der Entwicklung der *Sound Studies* zum Ausdruck kommt, sieht Bonz damit als «eine Abkehr vom Vertrauen in das Sehen» (S. 2) – ein Prozess, der in den Geistes- und Sozialwissenschaften zu einer «Pluralität von Epistemen und Methoden sowie der Relativität der Aussagen» (S. 2) geführt hat. Forschungsergebnisse bleiben diskursiv, sind abhängig von den Kontexten, in denen sie erhoben wurden, und führen zu Begriffen und Konzepten, die fortwährend «im Fluss» sind. Mit dieser Offenheit und Vielschichtigkeit korrespondiert die auditive Wahrnehmung, so Bonz, weil das Gehör nicht ordnet, hierarchisiert und auch das wahrnimmt, was es nicht versteht.

In der Bedeutungsoffenheit des Hörens sieht Bonz die zentrale Eigenschaft der auditiven Wahrnehmung und plädiert dafür, diese als Forschungshaltung und Grundlegung einer Kulturanthropologie des Hörens zu übernehmen. Dies führt auch zur Erweiterung eines Kulturverständnisses, das kulturelle Manifestationen ausschliesslich als «symbolische Ordnungen» beziehungsweise Repräsentationen bestimmter Bedeutungsgehalte betrachtet. Eine Kulturanthropologie des Hörens öffnet hingegen den Blick (das Ohr) auch für das «Nicht-Intelligible» (S. 184) und Ephemere – also all jene «Bestände», die sich dem eindeutigen Erkennen und Verstehen entziehen. Um Zugänge zum Klang und gegenstandsadäquate Verständnismöglichkeiten des Sonischen zu schaffen, bedarf es einer interpretativen Öffnung, welche die subjektive Erfahrung des Forschers im Feld, Atmosphäre und Emotionen mitberücksichtigt. Bonz steht dabei in der Tradition ethnopschoanalytischer Zugänge, wobei die eigenen Felderfahrten durch das Hinzuziehen von Interpretationsgruppen gespiegelt und neu sortiert werden.

Der epistemologischen und methodologischen Grundlegung einer Kulturanthropologie des Hörens sind fünf Essays gegenübergestellt, die einerseits bestehende Konzeptionen und Begriffe aus dem Bereich der *Sound Studies* erläutern (z.B. Steven Felds *Acoustemology*) und im Kontext des hier vorgelegten Ansatzes verorten und schärfen, andererseits werden einzelne Klangphänomene und eine vom Autor umgesetzte Fallstudie zu Fussballbegeisterung vorgestellt und diskutiert. Der Band gibt damit einen wertvollen Einblick nicht nur in die Vielfalt, sondern auch in die Substanz klangbezogener Studien für die Kulturanalyse. Insgesamt ein Band, der nicht nur der Klangkulturforschung, sondern auch der Kulturanthropologie allgemein nützliche Impulse verleihen dürfte.

Karoline Oehme-Jüngling

BOSCH; CLAUDIA: Fest und flüssig. Das Feiern im Festzelt als Cultural Performance. Dissertation Universität Tübingen 2013. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 2015 (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, 118), 327 S., III.

In Zeiten, in denen das Feiern im Festzelt fast weltweit – meist unter dem Label «Oktoberfest» – zu einem geradezu ubiquitären Phänomen geworden ist, erfreut es sehr, dazu eine profunde Studie zur Hand zu wissen. Claudia Bosch nimmt sich dabei in ihrer 2013 in Tübingen eingereichten Dissertation dem Cannstatter Volksfest in Stuttgart an und vermag damit den Blick, der bislang stark auf das weltberühmte Münchner Pendant fokussiert war, bedeutend zu erweitern. Wenngleich in der lokalen Empirie wurzelnd und für die Analyse daraus schöpfend, weist die Studie weit über lokale Belange hinaus und ist lesenswert für alle, die sich allgemein für die Phänomene des Feierns und Festens interessieren.

Einführend (Kapitel 2) stellt Bosch das Cannstatter Volksfest vor, das seit 1818 – damals noch als lokales Landwirtschaftsfest mit Viehprämierungen, Pferderennen, Fischerstechen und Huldigung des Königs – durchgeführt und mittlerweile jährlich von rund vier Millionen Personen besucht wird. Bosch konzentriert sich dabei – trotz eines kurzen historischen Abrisses – auf die Festzeltbesucherinnen und -besucher. Sie charakterisiert den «durchschnittlichen» Cannstatter Festzeltbesucher als rund 30-jährigen Mann, der im Grossraum Stuttgart wohnt und den Anlass in einer Gruppe von mindestens vier Begleitern – Arbeitskollegen oder Freunden – während rund dreier Stunden das Festzelt besucht. Im Folgenden interessiert sich Bosch jedoch weniger für deren sozioökonomische Positionierung, sondern dafür wie Menschen «typischerweise» ihre Zeit im Bierzelt verbringen und was dort genau abläuft. Es gelingt Bosch in der Folge erfreulicherweise, gerade diese Typisierung, die gewisse Gefahren birgt, wieder aufzubrechen.

Nach dieser ersten Charakterisierung von Ort, Akteuren und Erkenntnisinteresse verschafft Bosch einen detaillierten und gut zu lesenden Überblick über die – vornehmlich, aber nicht ausschliesslich – volkskundlich-kulturwissenschaftliche Forschung zu Fest und Feiern. Besonders gelungen erscheint dabei die Herausarbeitung von drei inhaltlichen Zugängen, nach welchen sich die bisherige Beschäftigung mit der Thematik strukturieren lässt und die sich auch wissenschaftshistorisch in eine Chronologie reihen lassen: Ein erster, zeitlich der älteste, Ansatz suchte das eigentliche «Wesen des Festes» (S. 46) zu ergründen, wobei das Fest als Sphäre definiert wurde, die sich grundsätzlich von der Normalität unterscheidet. Nachdem in dieser Phase insbesondere die religiöse Dimension von Festen in den Blick genommen wurde, beschäftigten sich vor allem ab den 1970er und 1980er Jahren andere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler vornehmlich mit weltlichen Festformen und reflektierten, ob das Fest in Zeiten, in denen «der Alltag [...] bunt, die Feste grau» geworden seien, überhaupt noch eine eigenständige, ausseralltägliche Kategorie darstelle. Unter dem Stichwort des «verlorenen Festes», womit unsere scheinbare «Unfähigkeit des Feierns» (so Wolfgang Lipp, zit. S. 46) beklagt wird, kann dieser Ansatz treffend charakterisiert werden. Weniger kulturpessimistisch, dafür stärker am konkreten Festanlass interessiert zeigt sich nach Bosch ein dritter Ansatz, der Feste vor allem mit Blick auf die Handlungs-dramaturgie untersucht und sich dem (spezifischen) Fest quasi «von innen» widmet.

Über diesen interessanten Blick zurück auf die Forschungslandschaft nähert sich Bosch ihrer eigenen, bereits im Titel kenntlich gemachten Perspektive: das Fest als Cultural Performance. Als solche lassen sich «Erscheinungsformen sozialer Prozesse» definieren, die «mit klar gegliederter dreiteiliger, temporaler Struktur und definiertem Anfang sowie Ende, die räumlich gesondert stattfinden» (S. 57). Dieser Ansatz, der im Wesentlichen auf die Überlegungen von Victor Turner zurückzuführen ist, betont die Prozesshaftigkeit kultureller Ereignisse (Separation, Liminalität, Reaggregation) und streicht dabei insbesondere die Bedeutung der Liminalität hervor, die Raum öffnet für direktes, unmittelbares Miteinander-Sein, in dem sich normative, soziale und strukturelle Bindungen verflüssigen. Bosch adaptiert dieses Modell in der Folge auf das Feiern im Festzelt, womit ihr durchaus interessante Erkenntnisse gelingen. Allerdings birgt diese klare Konturierung ihrer Forschung auch gewisse Gefahren, indem sie die nun doch schon etwas angejahrte Begrifflichkeit Turners auf tatsächlich jegliche Phänomene des Feierns im Festzelt anwendet und neben einer gewissen begrifflichen Redundanz das Modell der Cultural Performance bisweilen als einen etwas zu holistischen Erklärungsansatz verwendet. Eine wenigstens etwas kritisch-distanzierte Positionierung zum Konzept Turners beziehungsweise den Beizug innovativer Ansätze (etwa aus der Sensory Anthropology oder der Atmosphären-Forschung) erschiene angebracht. So gelingt es Bosch kaum, Turners Modell zu öffnen und zu erweitern und so die etwas eingeschlafene theoretische Diskussion zu Feste und Feiern zu beleben.

Nach einer eingehenden Methodenreflexion (Kapitel 4) kommt Bosch sodann zum «ethnografische[n] Herzstück» (S. 12) ihrer Arbeit, wie sie den zentralen Teil selber benennt, in dem sie in nicht weniger

als 20 Abschnitten – vom Reservieren eines Tisches und Kleidung, über die «Aufwärmphase» (S. 114) im Zelt, dem Essen und Trinken, dem Musikkrepertoire, Tanzen bis hin zum Heimweg ein «typischer Abend» (S. 12) im Festzelt auf dem Wasen beschreibt (Kapitel 5). Die Ausführungen Boschs gründen in einer jahrelangen Beschäftigung mit dem Feld, das sie mittels teilnehmender Beobachtung, Interviews, Literatur- und Medienrecherche bis hin zur Auswertung von Webcams durchdrungen hat. Das äusserst dichte und vielseitige Material erlaubt es Bosch, aus dem Vollen zu schöpfen. Dabei versteht sie es, bei aller Dichte der Beschreibung sich nicht in detailverliebten Einzeldarstellungen zu verlieren. So kann ihre Studie auch als Plädoyer dafür gelesen werden, welchen Mehrwert profunde empirische Arbeit, gekoppelt mit einer konsequent verfolgten theoretischen Perspektive, schaffen kann.

Dem ethnographischen Teil der Studie sind drei analytische Kapitel nachgegliedert, welche das zuvor beschriebene noch einmal aufgreifen. Zuerst folgt eine prozessuale Analyse (Kapitel 6), die nun jedoch nicht mehr die einzelnen Sequenzen eines Feier-Abends betrachtet, sondern den gesamten Abend als Prozess versteht. Denn, wie Bosch richtig vermerkt, «ist eine Cultural Performance mehr als einzelne Standbilder, die sich aneinanderreihen lassen» (S. 203). An der Betrachtung des gesamten Ablaufs lassen sich abwechselnde Phasen der Intensivierung und solche der Entschleunigung erkennen. Beteiligt an diesem komplexen Gebilde sind etliche Faktoren wie die räumliche Inszenierung des Zeltes, die live dargebotene Musik mit vielen interaktiven Elementen, der Grad der Alkoholisierung der Besucherinnen und Besucher und deren Mass an Eigeninitiative während des Feierns. Dabei gibt es Handlungsmuster, die sich einem Muster gleich täglich wiederholen. Doch hat jeder Abend auch seine spezifische, eigene Dynamik.

Das Festzelt ist ein zutiefst ambivalenter Ort, das macht Bosch im Kapitel 7 deutlich, das so etwas wie den analytischen Kern ihrer Überlegungen darstellt. Im Bierzelt werden gesellschaftliche Standards und Normen in einer affirmativen Stimmung sowohl übersteigert und bestätigt, als auch aufgehoben und gebrochen (oder in den Begriffen Boschs/Turners: Festes wird flüssig und dieses wieder fest). Als Beispiel sei hier etwa das Tanzen auf dem Tisch genannt, das ausserhalb des Zeltes als «ungehörig» erschiene, oder das vermehrt zu beobachtende Viel-Trinken von Frauengruppen, das auf gewandelte gesellschaftliche Rollenbilder und Status-Positionen hinweist. «Doing Codes» ist das Stichwort, das Bosch wiederum unter Verweis auf Turner anbietet: Das Festzelt als Ort, in dem alle Beteiligten bestehende kulturelle Codierungen übernehmen, sie abwandeln, neu herstellen oder mit neuen Sinngehalten versehen. Diese Codes, gerade auch da sie laufend aktualisiert werden, sind einem steten Wandel unterworfen. Dabei distanziert sie sich mit Verve von Positionen auch aus der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Disziplin, die das Feiern im Festzelt als sinnentleerte, folkloristische Inszenierung darstellen. Anhand von Beispielen wie der Binnendifferenzierung des «demokratischen» Hockens auf langen Bänken, der Ablösung des Schunkelns durch das gemeinsame Reihentanzen, dem Aufkommen von Dirndl und frei interpretierten Trachten-Versatzstücken oder der vermehrten Präsenz junger Frauen im Festzelt vermag Bosch einleuchtend zu zeigen, wie sich Kontinuitäten und Innovationen überlagern und dabei potentiell alle Anwesenden Akteur-Rollen übernehmen. Der Ansatz Boschs, der statt von der Annahme einer «fixierte[n] folkloristische[n] Stanze» (S. 227) von dynamischen Doppel- und Mehrdeutigkeiten ausgeht, erscheint als überaus richtig und wichtig.

Nicht wirklich überzeugen können dann allerdings Boschs sehr knapp gehaltene abschliessende Bemerkungen, die im Wesentlichen um die Frage kreisen, ob das Feiern im Bierzelt denn nun (doch) «typisch deutsch» sei. Statt ihre tatsächlich interessanten Erkenntnisse noch einmal bilanzierend darzustellen, eröffnet sie ein weiteres Feld, ohne dieses jedoch einleuchtend mit ihren zuvor angestellten Überlegungen zusammenbringen zu können. Nichtsdestotrotz erscheint die Studie von Claudia Bosch als äusserst lesenswerter und erhellender Beitrag zur Fest-Forschung. *Mischa Gallati*

BÜHLER, RUDOLF UND REBEKKA BÜRKLE UND NINA KIM LEONHARDT (Hg.): Sprachkultur – Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2014 (Studien & Materialien, 49), 302 S., Ill.

Bernhard Tschofen stellt einleitend das Projekt «Sprachkultur» – «Regionalkultur» vor, das unter der Leitung von Hubert Klausmann seit 2009 mit nur drei MitarbeiterInnen sich der Aufgabe widmet, den Sprachalltag in Nord Baden-Württemberg wissenschaftlich zu erforschen. Es geht um Dialekt, aber auch um Standardsprache («Hochdeutsch») und um Abstufungen wie schwach ausgeprägter Dialekt und Regionalsprache. Dabei werden die Sprechenden nicht einfach traditionell als

Gewährspersonen verzeichnet, sondern sie kommen auch als Akteure zu Wort und beurteilen selbst-reflektierend ihre sprachliche Identität. Die drei MitarbeiterInnen – es sind zugleich die drei HerausgeberInnen des vorliegenden Bandes – berichten aus ihrer Feldarbeit, und Klausmann präsentiert eine zusätzliche Studie: «Regionalismen in der schriftlichen Standardsprache», die als Pilotstudie für künftige gross angelegte Untersuchungen dienen kann.

Es sind Beiträge einer Arbeitstagung über Dialektforschung, und sie sind spannend zu lesen. Vor allem der Neuansatz «Sprachalltag» ist vielversprechend. Denn er erlaubt, individuelle Motive, aber auch übergeordnete geografische, historische und kulturelle Bedingungen zu erfassen, die zu Sprachwandel führen können. Dabei wird die fränkisch-schwäbische Grenze in Nord Baden-Württemberg besonders genau untersucht, da hier viele Grenzüberschreitungen vorhanden sind. Tendenziell ist die ostfränkische Aussprache auf dem Vormarsch (möglicherweise wegen des monophthongen Vokalismus, der dem Hochdeutschen nahesteht), doch die Sprecher bezeichnen sich oft als Schwaben (und reden schwäbisch), wenn sie im alten Territorialgebiet Schwaben leben. Politische Räume, Konfessionszugehörigkeiten, Ballungszentren beeinflussen sowohl den Dialekt als auch das Selbstbild der Sprechenden. Manchmal werden zwei verschiedene Dialekte bewusst vermischt, mittels eines Markers wie z.B. «halt», «ned», um Sympathien zu gewinnen.

Diachron werden die Daten älterer Sprachatlanten mit den neuesten Erhebungen verglichen. Diese «objektiven» Datensätze bzw. Karten sind die Grundlage für die wissenschaftliche Erforschung der Gegenwartssprache. Heute wird multidisziplinär gearbeitet, und auch das Internet kommt zum Einsatz. Die Schweiz ist mit zwei Beiträgen vertreten. Der Einbezug der Schweiz ist deshalb interessant, weil hier Diglossie herrscht, während in Deutschland und Österreich ein Kontinuum zwischen den Polen Dialekt und Standardsprache gesprochen wird. Helen Christen geht der Frage nach, ob es ein Sprachbewusstsein «Urschweiz» gibt (eher nicht), und Lorenz Hofer hat von der Basler Bevölkerung für das Neue Baseldeutsch-Wörterbuch 3700 Wörter und Beispielsätze, d.h. ein Drittel des verzeichneten Materials, bekommen. Aus Norddeutschland schliesslich referierte Christoph Schmitt über das Online-Projekt WossiDiA, welches das Archiv des Mecklenburger Privatgelehrten Richard Wossidlo (1859–1939) digitalisiert und vernetzt und so künftigen Dialektforschenden zur Verfügung stellt. Insgesamt kann man sagen, dass der Band 49 der Tübinger Vereinigung für Volkskunde ein gerüttelt Mass von Arbeit der Öffentlichkeit zur Kenntnis bringt. Man wünscht viel Glück.

Paula Küng-Hefli

DÖRING, JULIA: *Peinlichkeit. Formen und Funktionen eines kommunikativ konstruierten Phänomens. Bielefeld: Transcript, 2015 (Kulturen der Gesellschaft, 19), 254 S.*

Die vorliegende Untersuchung wurde am Institut für Kommunikationswissenschaft an der Universität Düsseldorf als Dissertation gefertigt. Sie beschäftigt sich inhaltlich, deskriptiv und analytisch mit der Peinlichkeit und all dem, was an Substanzen und Elementen darunter gehandelt und anschliessend zu einem einzigartigen Konstrukt verschmolzen wird. Der wissenschaftliche (hier: kommunikationswissenschaftliche) Blick ist auf ein Ganzes im Sinn eines komplexen Phänomens gerichtet. Symptomatisch bei der Verwendung des Ausdrucks Peinlichkeit ist dabei der stets mitgedachte Singular, verrät dieser doch ab den ersten Seiten, dass es hier um Zugriffe auf Strukturelles und Generelles geht. Die Studie hat zum Ziel, »eine kommunikationswissenschaftliche Begrifflichkeit für Peinlichkeitsphänomene zu entwickeln, die mit den [...] kommunikationswissenschaftlichen Vor-Urteilen über den empirischen Phänomenbereich, den der Peinlichkeitsbegriff umfassen soll, verbunden ist« (S. 16). Im Mittelpunkt der analytisch-theoretischen Reflexionen interessiert eine Leitdifferenz, die einerseits eine innere Erfahrungsebene, andererseits eine äussere Ereignisebene unterscheidet, welche in der Folge konzeptuell strukturbestimmend abgehandelt werden.

Die Untersuchung umfasst 264 Seiten mit 8 Kapiteln und 118 Fussnoten. Kapitel 1 (S. 9–20) macht den Auftakt mit einer «Einleitung», in welcher Peinlichkeit in ihrem sprachlichen Bedeutungsfeld sowie in der allgemeinen Problemstellung der Untersuchung umschrieben wird, dies auf einer alltagsweltlichen und einer wissenschaftlichen Ebene, wogegen das Kapitel 2 «Begriffe und Merkmale von Peinlichkeit» (S. 21–58) ausbreitet. Dies erfolgt nicht additiv, sondern gebündelt, konkret: als sozialer Organisationsmechanismus, als Emotion der Selbstverwirklichung, als emotionaler Reaktionsmechanismus. Dahinter steht die Absicht, Strukturmerkmale sowie deren Geltungsbereich zu erfassen. Unter dem Aspekt kommunikativer Erfahrungen werden im 3. Kapitel (S. 59–108) konstitutive Erfahrungsstrukturen von Peinlichkeit entwickelt, als Exponierung des Selbst, als defizitäres öffentliches Selbstbild sowie als Exponierungsbeobachtung. Hier stehen grundlegende Argumenta-

tionen und Resultate aus Forschungsergebnissen an, die zu einem neuen Begriffsinventar führen. Entsprechend beleuchtet das Kapitel 4 (S. 109–170) die besonderen Qualitäten von Peinlichkeit als Ereigniserfahrung – ein kommunikatives Ereignis zwischen Ausdrucksformen und Handlungsmustern, wobei auch Anschlusshandlungen thematisiert und reaktive Strategien seitens der Kommunikationsakteure involviert werden. Auf die «Ritualisierte Peinlichkeit» fokussiert das Kapitel 5 (S. 171–225), in welchem zum einen ein diesbezügliches Bedeutungsspektrum präsentiert wird, zum anderen der Junggesellenabschied über eine empirische Untersuchung (S. 184–225) als Beispiel dient. Es handelt sich um eine explorative Feldstudie, die auch den Funktionen von öffentlich-medialen Strukturen gerecht wird. «Abschliessende Bemerkungen» (S. 227–229) halten Rückblick und fragen nach der Anschlussfähigkeit des gewählten Gegenstandsbereichs zuhanden von weiterführenden Untersuchungen. Das Literaturverzeichnis und ein informativer Anhang zu der erwähnten explorativen Feldstudie machen mit Kapitel 7 (S. 231–243) und Kapitel 8 (S. 245–264) den Abschluss.

Allgemein lässt sich ausführen, dass Julia Döring mit dem vorliegenden Buch eine Leistung gelungen ist, deren Einstufung in die Textsorte «Dissertation» qualitativ mehrfach gerechtfertigt ist. Das Vorhaben, «den grundlegenden kommunikativen Charakter von Peinlichkeit als Erfahrung und das Ereignis herauszuarbeiten und aufzuzeigen, welchen strukturellen kommunikativen Voraussetzungen und Bedingungen Peinlichkeit Emotionen entspringen und wie sie ihre kommunikative Wirksamkeit beim Betroffenen entfalten können» (S. 227), wie die Autorin rückblickend festhält, ist gelungen und wird mit eigenständigen Analysen fundiert. Abseits von rollenzentrierten oder individualpsychologischen Ansätzen wird der Leser und die Leserin mit einem kommunikationswissenschaftlichen Zugriff vertraut gemacht, der zahlreiche Dimensionen zwischen Innen und Aussen, zwischen Erfahrung und Ereignis, verankert. Das führt mitunter auch zu Redundanzen, was der Arbeit und ihrer dichten Textur mit vielen Verästelungen aber nicht schadet. Das Buch, in einem zügigen Stil verfasst, verfügt über eine klare Disposition und bleibt dieser gegenüber konsequent und stringent. Gleichwohl hätten die Argumentationen vermehrt alltagsbezogene Beispiele gut getragen. Die einzelnen Kapitel lassen sich auch in individuell gewählter Abfolge lesen. Sie machen überall neugierig, sei es mit Blick auf interne Thesen und Entwicklungen, sei es gegenüber bereits bestehenden Forschungsergebnissen.

Kritisch anzumerken wäre der Umstand, dass Einbettung und Schärfegrad des Gegenstandsbereiches Peinlichkeit in die Kategorien «Alltag», »Kommunikation» und «Situation» im Vergleich zu anderen Analysefeldern etwas weniger Kontur haben, was insbesondere den Kommunikationsbegriff trifft. Ausserdem darf man die Frage überdenken, ob das Ritual des Junggesellenabschieds (immerhin mit gut 50 Seiten vertreten) als Beispiel die Typik des hier entwickelten Ansatzes adäquat widerspiegelt. Das Ritual ist nicht zuletzt auch ein kulturelles Entlastungsmuster, hier zudem mit einer Intentionsorientierung. Je nach Ereignisqualität funktionalisiert sich eine «Zwischenphase» auf unterschiedliche Weise. Sie bleibt auch nicht ausschliesslich nur auf ausseralltägliche Vorkommnisse und situative Wirksamkeit beschränkt. Ausrutscher, Versager, Aussetzer, Blackout, Missgeschicke und anderes mehr bleiben durchschnittlich bei jenen Peinlichkeiten zu verorten, die allgemein und wesentlich zur Alltagskommunikation gehören. Ihre Merkzeichen verweisen auf einen Mangel an Körperkontrolle, auf normativ gestörte Interaktionskompetenz sowie auf eine Unwillkürlichkeit der Situation. Dabei einzuschliessen sind auch jene Reaktionen, die seitens plötzlich involvierter Akteure bei einem «Vorfall» zustande kommen und gleichsam als «Reparaturleistungen» fungieren. Empirisch relevant bleibt weiter, ob möglicherweise geschlechtsspezifische Muster bestehen. Ueli Gyr

FERRARI, ARIANNA UND KLAUS PETRUS (Hg.): Lexikon der Mensch-Tier-Beziehungen. Bielefeld: Transcript, 2015 (Human-Animal Studies), 475 S.

«Dieses Lexikon richtet sich an *alle* [1], die sich für *unsere* [2] vielfältigen Beziehungen zu *anderen Tieren* [3] interessieren und dafür, welche Rolle sie in der *menschlichen* [4] Gesellschaft spielen.» (Vorwort S. 9. Kursiv und Markierung: Heinzer.)

Der von der Technikforscherin Arianna Ferrari und dem Publizisten Klaus Petrus herausgegebene Sammelband *Lexikon der Mensch-Tier-Beziehungen* vereint in Form eines Handbuchs 142 Kurzbeiträge zur Erforschung der Mensch-Tier-Beziehungen von 90 Autorinnen und Autoren aus über 20 Fachgebieten. Entsprechend dem eigenen Anspruch, einen breiten Adressatenkreis anzusprechen (s. Punkt [1] im Eingangszitat), sind die multidisziplinären und internationalen Einträge zu Themen von A wie «Abolitionismus», «Anthropozentrismus» oder «Ausbeutung», über H wie «Holocaustvergleich», M wie «Meeressäuger», N wie «Natur» oder Q wie «Queer» bis zu Z wie «Zirkus»,

«Zoo» oder «Zoophilie» in einer wissenschaftlichen, aber trotzdem allgemein verständlichen Sprache verfasst. In den einzelnen Einträgen finden sich jeweils Quellenangaben mit zitierter sowie weiterführender Literatur. Zur besseren Handhabung beinhaltet das Lexikon ein Sachregister zu den zentralen Begrifflichkeiten, ein Personenregister mit den Namen von wichtigen «(menschlichen wie nichtmenschlichen) Tieren», sowie Kurzinformationen zu den AutorInnen. Im Vorwort wird die Nutzung des Lexikons erläutert, u.a. mit Verweis auf die sehr hilfreichen Querverweise, welche die verschiedenen Einträge miteinander verknüpfen.

Durch die Einbeziehung einer Vielzahl an unterschiedlichen disziplinären Perspektiven, aber auch politischer und ethischer Positionen in Bezug auf eine Mensch-Tier-Thematik trägt das Lexikon dem sich im deutschsprachigen Raum neu ausbreitenden interdisziplinären Forschungsfeld der *Human-Animal Studies* Rechnung, auf welches die Publikation zudem explizit aufmerksam machen will. Diese in Nordamerika bereits etwas etabliertere Forschungsströmung untersucht Mensch-Tier-Beziehungen unter im Vergleich zur «modernen» und «aufklärerischen» Denktradition deutlich veränderten Vorzeichen auf zumeist relationale (und multidisziplinäre) Weise. Grenzen zwischen Kultur und Natur, bzw. Mensch und Tier werden grundsätzlich hinterfragt und überschritten, der Fokus liegt auf dem dynamisch-prozessual-performativen gemeinsamen Werden von Menschen, Tieren und ihrer Beziehungen. (Donna Haraway, eine der bekanntesten Vertreterinnen des Ansatzes, hat in ihren Arbeiten hierfür den Begriff des *becoming with* geprägt.)

Die Beiträge des Sammelbands stammen sowohl aus den Naturwissenschaften – der Biologie, Ethologie, Primatologie, Veterinärmedizin, Psychologie, vereinzelt auch aus der Meteorologie, Agrarwissenschaft, Geographie oder der Zooanthropologie – als auch aus den Sozial- und Kulturwissenschaften – der Sozial- und Kulturanthropologie, Ernährungswissenschaft, Politologie, Medienwissenschaft, Feministischen Theorie, den Gender Studies – aus den Geisteswissenschaften – Geschichte, Literaturwissenschaft und -Geschichte, Semiotik – sowie aus Philosophie, Rechts- und Religionswissenschaft und Ethik.

Die posthumanistische Terminologie (s. Punkt [3]) und das gleichzeitige anthropozentrische Festhalten an der menschlichen Gesellschaft (s. Punkt [4]) als sinngebenden Rahmen der Diskussion stehen sinnbildlich für die Heterogenität und Komplexität des weiterhin im Entstehen begriffenen Ansatzes der *Human-Animal Studies*. Ein weiterer Verweis auf diesen Hintergrund des Lexikons ist die in vielen Einträgen festzustellende enge Verknüpfung deskriptiver Perspektiven mit ethischen, politischen und normativen Stellungnahmen. Die Auseinandersetzung mit Macht-Asymmetrien zwischen Menschen und Tieren ist sehr präsent, deren Beschreibung findet meist auf universeller Ebene statt und ist häufig unmittelbar mit einer Kritik derselben verbunden. Der Ton ist dabei nicht selten emotional, in einigen Fällen (be-)wertend. Der daraus resultierende, u.a. durch eine stellenweise kaum bis nicht vorhandene Distanz zum behandelten Phänomen (s. Punkt [2]) charakterisierte, «betroffene» Ansatz entsteht nicht zuletzt durch die breite Autorenschaft, welche nebst dem gesamten akademischen Spektrum (von ProfessorInnen und LeiterInnen verschiedener universitätsnahen Institutionen bis hin zu Doktorierenden und Studierenden) auch selbstständig Tätige in akademischen und nicht-akademischen Bereichen sowie Mitglieder und AktivistInnen verschiedener (Tierrechts-) NGOs und Vereine umfasst.

Ein kleiner Querschnitt kann dies verdeutlichen: Im Eintrag zu «Abolitionismus» füllt Gary L. Francione, Professor an der Rutgers University of Law, den durch seine vielfältig-widersprüchliche Anwendung schwammig gewordenen Begriff mit sechs Manifest-artigen Merkmalen: Neben der (äußerst normativ formulierten: «wir sollten») Forderung nach prinzipieller Abschaffung jeglicher menschlicher Tiernutzung und der Kritik an bestehenden Tierschutzreformen als kontraproduktive Kompromisse wird u.a. der Veganismus mit der Sklavenbefreiung gleichgesetzt und als einzig wahre moralische Grundlage für eine tierethische Haltung deklariert. Im Gegensatz dazu zeigt Julia Gutjahr, Doktorandin und Mitglied der *Group for Society and Animals Studies* an der Universität Hamburg, in ihrem Eintrag zu «Geschlecht» anhand des Beispiels der Konstruktion einer dominanten Männlichkeit auf sehr differenzierte Weise auf, wie sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung und *Human-Animal Studies* auf theoretischer Ebene voneinander profitieren können. Martin Balloch, Obmann des österreichischen Vereins gegen Tierfabriken, beschreibt in seinem Eintrag zu «Pelz» in einem prosaisch-anschuldigenden Tonfall sehr genau die grossen Missstände, welche in Pelzfarmen und im Pelztier-Fallenfang in Europa und weltweit herrscht(en). Der eindrückliche Eintrag konzentriert sich in erster Linie auf die Beschreibung des Leids der betroffenen Tiere und ist lediglich durch einen kurzen historischen Abriss der Pelznutzung am Anfang und eine Einschätzung der Effektivität von Tierschutzkampagnen am Ende eingerahmt. Die Beschreibung oder Analyse weitere gesellschaftlicher Dimensionen bleibt dabei weitgehend auf der Strecke.

Als Fazit lässt sich zusammenfassen, dass das Lexikon durch seine interdisziplinäre und trans-akademische Ausrichtung ein breites Spektrum an Wissenskorpora abdeckt und einen facettenreichen Einblick in das Feld der Mensch-Tier-Beziehungen bietet. Die Heterogenität der Perspektiven und Positionen der einzelnen Beiträge ist durchaus bereichernd. Kritisch festzuhalten ist aber die teilweise doch deutlich mangelnde Distanz zum untersuchten bzw. besprochenen Phänomen und die stellenweise unreflektiert wiedergegebene (wenn auch ethisch absolut berechtigte) Kritik an menschlicher Tier-Ausbeutung. Die Länge der Einträge von durchschnittlich ca. drei Seiten erscheint sehr passend, ebenso die heterogene Gliederung der einzelnen Einträge. Bei der thematischen Abdeckung lässt sich ein starker Fokus auf tierrechtliche und -ethische Fragen feststellen, was leider tendenziell auf Kosten weiterer, theoretisch interessanter und aktueller Fragen wie z.B. derjenigen nach tierlicher Agency geschieht. (Auch Einträge zur historischen Genese bzw. philosophischen Dimensionen der in diesem Kontext zu erwartenden Begriffe «Mensch» oder «Tier» fehlen beispielsweise.) Insgesamt aber bietet das Lexikon (gerade für LeserInnen mit geringer theoretischer Vorkenntnis – und dafür einer umso klareren politischen Haltung) eine sehr praktische Möglichkeit, sich durch punktuelle Stichproben in das Feld der *Human-Animal Studies* einzulesen, bzw. bestehendes Wissen auf dieselbe Weise schrittweise und situativ zu erweitern.

P. Nikolaus Heinzer

Sammelrezension zu:

GOTTHELF, JEREMIAS: Neuer Berner-Kalender, Bd. 1: Drucktext, spätere Bearbeitungen, handschriftliche Texte. Herausgegeben von Christian von Zimmermann, Thomas Richter und Irene Keller. Historisch-kritische Gesamtausgabe, Abteilung D: Neuer Berner-Kalender. Hildesheim/Zürich/New York: Georg Olms Verlag, 2012, 871 S.

GOTTHELF, JEREMIAS: Neuer Berner-Kalender, Bd. 2: Nachdruck der Jahrgänge 1840–1845. Herausgegeben von Christian von Zimmermann, Thomas Richter und Irene Keller. Historisch-kritische Gesamtausgabe, Abteilung D: Neuer Berner-Kalender. Hildesheim/Zürich/New York: Georg Olms Verlag, 2012, 80 S., Ill., 80 S., Ill., 80 S., Ill., 88 S., Ill., 88 S., Ill., 82 S., Ill.

GOTTHELF, JEREMIAS: Neuer Berner-Kalender, Bd. 3: Kommentar, erster Teilband. Herausgegeben von Christian von Zimmermann, in Zusammenarbeit mit Barbara Berger Guigon, Stefan Humbel und Patricia Zihlmann-Märki. Historisch-kritische Gesamtausgabe, Abteilung D: Neuer Berner-Kalender. Hildesheim/Zürich/New York: Georg Olms Verlag, 2012. 652 S., Ill.

GOTTHELF, JEREMIAS: Neuer Berner-Kalender, Bd. 3: Kommentar, zweiter Teilband. Herausgegeben von Christian Zimmermann, in Zusammenarbeit mit Barbara Berger Guigon, Stefan Humbel und Patricia Zihlmann-Märki. Historisch-kritische Gesamtausgabe, Abteilung D: Neuer Berner-Kalender. Hildesheim/Zürich/New York: Georg Olms Verlag, 2012, 826 S., Ill. + CD (Bern – Karten von Stadt und Stadtbezirk).

Die Historisch-Kritische Gesamtausgabe der Werke von Jeremias Gotthelf (HGK) ist ein riesiges Editionsprojekt, das dereinst, im Jahre 2038 ca. 67 Bände umfassen soll. Das Unternehmen hat bereits, nachdem es im November 2007 startete, seine ersten Krisen hinter sich. Herausgabe und Leitung erfuhren grundlegende Veränderungen, Fragen der Finanzierung wurden dringlich und vom Konzept her wurde neu beschlossen, neben der gedruckten Buchausgabe parallel eine digitale Edition als internet-gestützte, allgemein zugängliche Datenbank zu realisieren. Von den verschiedenen Werkabteilungen, A: Romane, B: Erzählungen, C: Bilder und Sagen aus der Schweiz, D: Neuer Berner-Kalender, E: Predigten, Visitationen, Pastoraltheologie, F: Politische und pädagogische Publizistik, G: Briefwechsel, Selbstzeugnisse und Frühschriften, liegen bereits einzelne (A, E, F und D) teilweise oder vollständig vor. Zu den ersten gedruckten Bänden gehört Gotthelfs *Neuer Berner-Kalender* und mit den 4 Bänden (Bd. 1: Textediton, Bd. 2: Faksimile der sechs Jahrgänge, Bd. 3.1 und 3.2.: Kommentar) ist damit die Werkabteilung D abgeschlossen.

Die Idee eines *Neuen Berner Kalenders* ging von der *Bernerischen Gemeinnützigen Gesellschaft* aus. Von einem reformierten, volksaufklärerisch orientierten Kalender erhoffte man sich auch nachhaltige moralische Impulse auf die breite Bevölkerung. Vor allem der Regierungsrat im Erziehungsdepartement, Johann Schneider (1792–1858), setzte sich dafür ein. Nachdem zwei Jahrgänge (1838 und 1839) erschienen waren, suchte man einen neuen Kalenderredakteur. Die Wahl fiel auf Gotthelf, der sich als Jeremias Gotthelf bereits einen Namen gemacht hatte. Die Aufgabe reizte diesen; weniger das Verfassen satirischer und politisch-kommentierender Texte interessierte ihn, als darin christlich-ethische Grundbegriffe in aller Breite zu entwickeln (vgl. «Der Glaube», «Die Hoffnung», «Die Liebe», «Die Furcht», «Demut» und «Sanftmut»). Der Kalender versprach ein grosses Echo und mit

11'000 verkauften Exemplaren war er durchaus erfolgreich. Gotthelf war Kalenderredakteur der sechs Jahrgänge 1840 bis 1845. Die Kalendertexte sind auch deshalb interessant, weil es zwischen ihnen und dem Erzählwerk zahlreiche Berührungspunkte gibt. Zwei Texte fanden unverändert Eingang in den Roman *Die Käserei in der Vehfreude* (1850).

Der edierte Text wird gleich doppelt gegeben. Einmal in der modernen Wiedergabe der Drucke und/oder der vorhandenen Handschriften (HKG D 1), und dann als Faksimile der gedruckten Kalender (HKG D 2). Das ist gewiss sinnvoll, da die komplexe Textgestaltung nur so dargestellt werden kann. Der Textbegriff, der der «historische[n] Edition» zugrunde liegt, will «den Text nicht auf den Zeichenbestand» reduzieren, «sondern ihn als Teil eines gesellschaftlich-diskursiven Prozesses» (HKG D 3.1, S. 99) verstehen. Damit scheinen die Herausgeber die traditionelle Hierarchie vom edierten Text als dem Kernstück einerseits und dem (zu)dienenden Kommentar bzw. den beigebrachten Intertexten, Materialien und Einleitungen aufkündigen zu wollen. Dem steht die Einsicht entgegen, dass die «Halbwertszeit» eines sorgfältig editierten Textes diejenige der dazugehörigen Kommentare an Dauer meist deutlich übertrifft. Kommentare sind zeitgebundener Ausdruck einer bestimmten Rezeptionshaltung, während der edierte Text sich durch seine relative Stabilität auszeichnet. Ein Kritikpunkt sei nicht verschwiegen: In der Präsentation des Drucktextes werden Seitenwechsel und Spaltenwechsel nicht wiederzugeben. Dieser Entscheid ist, trotz der Möglichkeit am Faksimile-Band den Sachverhalt zu überprüfen, nicht nachvollziehbar. Wir sprechen heute von der Materialität der Quelle, von der *mise en page*, von der Seitengestaltung also. Ihr wird unter anderem durch die Markierung des Seiten- und Spaltenwechsels Rechnung getragen. Damit wäre lediglich eine Grundforderung erfüllt. Ob es hingegen sinnvoll sei, auch gedruckte Texte, wie es das Deutsche Textarchiv (DTA) an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften tut, zeilenidentisch darzustellen bzw. zu digitalisieren, darüber kann man diskutieren. Hingegen wird am DTA auf die Unterscheidung von kurzem und langem s geachtet, was in der vorliegenden Edition nicht der Fall ist.

Das «kritisch» in einer historisch-kritischen Edition bezieht sich darauf, dass alle relevanten Textzeugen bei der Rekonstruktion des gültigen Textes berücksichtigt werden. Um es an einem konkreten Beispiel vorzuführen. So wird im Kommentar zur «Kalendergeschichte» «Ein Traum» darauf verwiesen, dass keine Handschrift vorhanden ist. Dann folgt der Nachweis des Textes im *Neuen Berner-Kalender* (D NBK 1840, S. 66–70, mit Abbildung S. 67 [HKG D.2]). Darauf folgt der Nachweis: E Ein Traum. In: *Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz*. Bd. 2. Berlin 1850. Der Rezensent ergänzt: erschienen bei Julius Springer, weil er davon überzeugt ist, Editions-geschichte sei auch Buchgeschichte bzw. Verlagsgeschichte und weil der Berliner Verleger Julius Springer (1817–1877) für die Etablierung des Schriftstellers Gotthelf eine zentrale Figur war.

Der Text folgt dann ausschliesslich dem Erstdruck im *Neuen Berner-Kalender*. Der textkritische Apparat am Fusse des Textes vermerkt hingegen alle Varianten, wie sie die spätere Fassung E aufweist. Dann aber fällt auf, dass zu Beginn des Kommentars ein Hinweis auf die bisher gültigen *Sämtlichen Werke* in 42 Bänden, die zwischen 1911 und 1977 erschienen, fehlt, obwohl im Apparat auch auf die SW Bezug genommen wird. Mit einem einfachen Hinweis am Beginn des Kommentars könnte man mit einem Blick sehen, ob der betreffende Text in die *Sämtlichen Werke* aufgenommen worden war oder nicht. Der Text «Ein Traum» befindet sich tatsächlich in Bd. 23 (Kalendergeschichte, erster Teil) der *Sämtlichen Werke*, auf Seite 88–94, bearbeitet von Rudolf Hunziker und Hans Bloesch, und erschien 1931 im Eugen Rentsch Verlag in Erlenbach bei Zürich. Der Bd. 24 (Kalendergeschichten, zweiter Teil) der *Sämtlichen Werke* (Erlenbach bei Zürich, Rentsch Verlag, 1932) bringt auf den Seiten 372–373 auch Hinweise zur Entstehung und Textkritik nebst einem Stellenkommentar. Da die Ausgabe bei Julius Springer noch zu Lebzeiten Gotthelfs erschien, verglichen schon die beiden Bearbeiter dieser älteren, nun überholten Edition, den Erstdruck von 1840 mit der späteren Fassung aus dem Jahr 1850, und stellten 34 Änderungen in der zweiten Veröffentlichung fest (die Editoren der HKG kommen auf 63), wovon sie lediglich 10 für die Textkonstitution berücksichtigten (ebd., S. 373). Damals vertrat man die Position, aus den Varianten von zwei oder mehr Textzeugen, mit ihren jeweiligen Schwächen und Fehlern, liesse sich ein Mischtext rekonstruieren, der einem «intendierten Idealtext» nahe käme. Die heutige Editions-wissenschaft hat sich von solchen Praktiken distanziert – zu Recht. Die vorliegende Edition macht es leicht, die Differenz von Satz zu Satz und von Abschnitt zu Abschnitt von Text und philologischem Apparat zu vergleichen. Wenn man die 10 von Hunziker/Bloesch berücksichtigten Lesarten überprüft, muss man allerdings feststellen, dass drei davon im Apparat der HKG nicht berücksichtigt werden. Es sind das die Varianten «wollte» (E = 1850, S. 240, Zeile 10) gegen «wollten», «schwebender» (E = 1850, S. 241, Zeile 20) gegen «schwebende» und «Gesichtern» (E = 1850, S. 242, Zeile 4) gegen «Gesichter». Man mag diese Feststellung seitens des Rezensenten als Erbsenzählerei bezeichnen, als kleinliche Rechthaberei. Nur: Der Sinn einer histo-

risch-kritischen Ausgabe liegt eben in der zuverlässigen und exakten Textkonstitution. Der Philologe ist ja ein die Sprache bzw. Text Liebender. Der Anspruch, an dem man sich messen lassen muss, ist ein hoher. Und ich beziehe mich mit dieser kritischen Feststellung dreier Ungenauigkeiten auf einen Text Gotthelfs innerhalb der Edition von lediglich fünf Seiten.

Der zweibändige Kommentarband (HKG D 3.1 und D 3.2) bietet nun eine Einführung in den Text bzw. in die Texte und gibt im Stellenkommentar Erklärungen und Nachweise auf eine denkbar umfassende Weise. Dazu kommen zu einzelnen Texten noch weiterführende Materialien. Hier ist nun eine fast unglaubliche Arbeit geleistet worden, die eine zuverlässige Grundlage für jede weitere Beschäftigung mit Gotthelfs *Neuem Berner-Kalender* bietet. Es werden dem mit dem berndeutschen Idiom nicht vertrauten Leser wörtliche Übersetzungen ins Hochdeutsche angeboten. Beim angeführten Text «Ein Traum» hätten wir dem Nichtberner vielleicht noch das «spring! spring!» (HKG D 1, S. 75, Zeile 33) erklärt, dass also Gotthelf damit ein «renne! renne!» meinte, und nicht etwa ein «hüpf! hüpf!». Mitunter gehen die vorzüglichen Einleitungen in die Einzeltexte fast zu weit, indem sie eigentliche Textthermeneutik betreiben und damit das Geschäft, dass sie anregen sollten, gleich selber erledigen. Auf die Holzschnitte, die den einzelnen Erzählungen im *Neuen Berner-Kalender* zuweilen beigegeben wurden, wird im Kommentar nicht eingegangen. Etwa beim Holzschnitt zur Erzählung «Das gelbe Vögelein und das arme Margrithli» (NBK 1840, S. 55–60) wüsste man gerne, ob er *nach* der Erzählung entstanden war oder *vorher*, wer ihn gezeichnet und wer ihn geschnitten hat und ob Gotthelf darauf Einfluss genommen hat.

Immerhin: Durch den richtigen Entscheid, der gedruckten – und man muss es sagen: sehr teuren – Ausgabe eine digitale an die Seite zu stellen, können die Monenda an dieser im übrigen ausgezeichneten Edition leicht aus der Welt geschafft werden.

Alfred Messerli

KLEINERT, MARTINA: Weltumsegler. Ethnographie eines mobilen Lebensstils zwischen Abenteuer, Ausstieg und Auswanderung. Dissertation Universität Göttingen. Bielefeld: Transcript, 2015 (Kultur und soziale Praxis), 361 S., Ill.

Martina Kleinert ist selber in den Weltmeeren gesegelt. Daher ist ihre Göttinger Dissertation zu Lebensstilen von Weltumseglern eine Studie, die primär erst nach ihrer eigenen Segelreise entstand, aber die Sichtweise aus dem Feld heraus in das Feld hinein ist. Kleinert zeigt mit ihrer ethnografischen Darstellungsweise der Lebensstile dieser sogenannten Yachties verschiedene Praktiken des Fahrtenseglens auf. Das *settling in motion* in seiner Vielschichtigkeit ist dabei ein zentrales Moment. Der Blick Kleinerts ist nicht nur kontemporär fokussiert, sondern historisch offen. Sie erzählt entlang der Biografien von Seglern, die sie interviewt und beobachtet hat, deren Schiffe sie besucht und mit denen sie phasenweise ihre Freizeit geteilt hat. Sie beschreibt die Rolle von Vorbildern der Segler, deren Geschichten und Präsenz die Szene der Langzeitsegler prägen. Dabei geht sie ebenso auf Praktiken ein, wie Nutzweisen von Technizität, häuslichen Tätigkeiten und Beziehungen der Segler an Bord und auf der Reise, den Beziehungen zu anderen Seglern, zu unterwegs geschlossenen Bekanntschaften und zu den daheim Gebliebenen. Auch die Rolle von segelspezifischen Vereinen und Organisationen ist relevant für Verhaltensweisen und Narrative der Yachties. Kleinert beschreibt am Beispiel der Satellitennavigation, wie eine technische Innovation die Weltumseglung zwar verändert hat, aber in einer Tradition des kontinuierlichen Wandels stehend (S. 121–209), zugleich Ausdruck einer global geprägten und sich bewegenden Szene ist. Auch dies zeichnet den sozialen Raum der *cruising community* aus, in den sie anhand von beobachtender Teilnahme bis hin zur teilnehmenden Beobachtung Einblicke gewonnen hat. Fotoethnografisch verwendet sie ihr erstelltes *yacht inventory* (S. 48f.), das keine Ganzheit der Sachwelt der Segler abbildet, sondern der «Flüchtigkeit des Feldes» (S. 49) entgegenwirken soll, um Mensch und Ding, Segler und Yacht zu begegnen und die Situationen an Bord festzuhalten. Der Prozess des Fotografierens stellt gleichzeitig ihre Zugangsweise zu den persönlichen Bereichen der Segelnden dar. Als selbst auf dem Meer unterwegs gewesene Yachtie fließen ihre persönlichen Erfahrungen stark in die Forschung mit ein. Dies zeichnet an vielen Stellen eine sehr lebendige Arbeit aus und stellt umfassendes Wissen über Stile der Szene dar. Kleinert betont den Prozess, wie die Segler anfangs für sie die «Anderen» (S. 38) verkörperten, wie sie mit der Zeit dank ihrer eigenen Segelerfahrung dieser Gruppe zugehörig wurde, gleichzeitig aber immer auch «die Forscherin» blieb, auch wenn sich ihre persönliche Sichtweise veränderte und sich vielfach diesem Anderen anglich: «Mein anfänglicher Überdross an Yachtgeschichten und dem häufig monothematischen Austausch mit anderen Seglern über Reparaturen, Bootsausrüstung [...], über Bezugsquellen rostfreie[r] Schrauben oder die einzig wahre

Schwerwettertaktik [...], an all den guten und gut gemeinten Ratschlägen, nahm offensichtlich mit dem Voranschreiten meiner Reise ab» (S. 39).

Die Arbeit greift auf ihr vielfältiges Interviewmaterial (siehe S. 211–324) zurück, die Lektüre vermittelt passagenweise ausführliche Einblicke in die Sprache des Feldes. Eine andere auftretende Quelle sind diverse, bereits publizierte Seglergeschichten, so auch in Form von zwei Intermezzi, die ihre Erkenntnisse aus dem Feld mit bereits niedergeschriebenen Geschichten aus der Seglerszene kontextualisieren.

In «Die Fahrtenyacht als Gefährt[e] und Zuhause» (S. 211–267) stellt sie die Abhängigkeit zwischen Boot und Segler dar, und verdeutlicht, wie mit der Praktik des Segelns die geografischen, handlungs- und entscheidungszentrierten Möglichkeiten auf dem Meer und an Ankerplätzen aussehen: Freiheit und Unbestimmtheit liegen in den Optionen der Segelnden. Das Aussen – die Unendlichkeit des Meeres – kontrastiert den eingeschränkten Platz des Inneren an Bord. Bedingt durch die halböffentliche Architektur der Boote ist Privatsphäre phasenweise nur marginal möglich und verlangt nach genereller Aufgeschlossenheit gegenüber der Umgebung (S. 239f.). «Daheim ist, wo der Anker fällt» (S. 227–236), stellt diese Strategie des sich heimisch Fühlens dar.

Die häufige Verwendung von modalisierenden Funktionen fällt auf: «[...] dass man auf dem Wasser häufiger als an Land mit <Ausnahmesituationen> konfrontiert ist [...]» (S. 219). Warum sind «Ausnahmesituationen» mit *signum citationis* deklariert? Nicht immer erschliesst sich aus dem textlichen Zusammenhang, ob die Hervorhebungen für eine Verdeutlichung verschiedentlicher Sinnzusammenhänge stehen, distanzierteres Verwenden der Begriffe verdeutlichen, positive Betonungen, Überspitzungen, Relativierungen oder Metaphern sind, oder die Feldsprache kenntlich machen sollen. Dem Leser oder der Leserin bleibt eigenständig überlassen, wie er diese Begriffe liest und versteht. Denn die Ausdrücke erscheinen durch die Hervorhebungen weniger konkret, als es die schlüssig herausgearbeitete Argumentation der Autorin erfordern würde.

Das Feld der Weltumsegler ist so divers wie seine Akteure. Kleinert schafft es, die Geschichten der Segler in ihrer Einzigartigkeit darzustellen und trotzdem die Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten, die das Bild dieses mobilen Lebensstils der Yachties zeichnen. Yonca Krahn

SCHNEIDER, INGO UND VALESKA FLOR (Hg.): Erzählungen als kulturelles Erbe – Das kulturelle Erbe als Erzählung. Beiträge der 6. Tagung der Kommission für Erzählforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 1.–4. September 2010 im Universitätszentrum Obergurgl. Münster: Waxmann, 2014 (Innsbrucker Schriften zur Europäischen Ethnologie und Kulturanalyse, Bd. 2), 263 S., Ill.

Es handelt sich um ein kontroverses Buch zu einer kontroversen Frage: Soll man das UNESCO-Welterbeprädikat Immaterielles Kulturerbe Erzählungen von 2003 begrüßen oder ablehnen? Die Herausgeber haben sich die Aufgabe nicht leicht gemacht, Ingo Schneider und Valeska Flor verweisen im Vorwort auf die entscheidende Gefahr, die in der Erstarrung des Erzählflusses und das Versiegen von Varietät, die zwingend zum lebendigen Erzählen gehört, besteht. Die Erhebung in den Stand eines Kulturerbes verändert in jedem Fall das auserwählte Objekt. Im Fall der mündlichen und speziell der alltäglichen Erzählung ist der Eingriff besonders delikater, handelt es sich doch in der Regel um eine spontane Tätigkeit, die stark vom Kontext abhängt. In verschriftlichter Form wie z.B. in spätmittelalterlichen Sammelhandschriften ist die Fixierung von Märgen, Sagen, Schwänken usw. eine Überlieferung der «kleinen Formen», wie André Jolles sie 1930 definierte, die grösstenteils anonym geschieht. Sie entfalten erst im Weitererzählen ihr Wesen und ihre Wirkung. Die Stellungnahme der Herausgeber zu Sinn und Zweck des Etiketts *Intangible Culture Heritage* lässt nichts an Eindeutigkeit zu wünschen übrig.

Und doch gibt es vereinzelt auch positive Stimmen. In der Einleitung resümiert Schneider den Inhalt der Beiträge und vor allem die Stellungnahme eines jeden Beiträgers und einer jeden Beitraglerin. Die meisten Teilnehmenden an der Tagung folgen den Überlegungen von Schneider, aber nicht alle. Ökonomische Überlegungen, die Aufwertung des Oberen Mittelrheintals durch das Prädikat vor allem für die Touristikbranche oder die Möglichkeit der Adaptation von Märgen der Brüder Grimm, aber auch von Jane Austens Roman «Pride and Prejudice» im Fernsehen sind starke Argumente für eine Befürwortung der Schaffung einer *safeguarding list* immaterieller Kulturgüter.

Der Doppeltitel verdankt sich der Trennung in die Behandlung der Frage anhand der konkreten literarischen Beispiele (im weitesten Sinn) einerseits und in die erzählwissenschaftliche Beschäftigung mit der Typologie der erzählten Literatur andererseits. Die erzählte Literatur ist heute in der

Europäischen Ethnologie und Kulturanalyse angesiedelt. Diese grundsätzlichen Gattungsfragen beziehen sich auf einen Metatext wie z.B. Vorwort, Einleitung, Kommentare, und sie sind als theoretische Reflexionen über Erzählungen selber Metatext. Die beiden Ansätze sind getrennt, und zwar folgt auf die Einleitung als Teil I «Das kulturelle Erbe als Erzählung». Die Erzählung meint hier die Erfindung der UNESCO-Kommission, dass immaterielle Kultur schützenswert sei. Teil II: «Erzählungen als kulturelles Erbe» folgt auf die theoretischen Auseinandersetzungen mit den konkreten Beispielen aus der Feld- und Forschungstätigkeit der Beitragenden. Der Fokus des Sammelbands liegt auf diesem zweiten Teil, und deshalb erscheint er im Gesamttitel an erster Stelle. So einleuchtend das erwähnte Vorgehen ist, so muss doch gesagt werden, dass das ungewollte Vexierbild des Doppeltitels etwas von der Schwierigkeit widerspiegelt, mit der das unverhoffte Geschenk der Schutzmacht USA in Deutschland bzw. Europa entgegen genommen wurde. Eine Büchse der Pandora? Hoffentlich nicht.

Paula Küng-Hefji

SCHRIEWER, KLAUS: *Natur und Bewusstsein. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Waldes in Deutschland*. Münster: Waxmann, 2015, Ill., 219 S.

Bei *Natur und Bewusstsein. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Waldes* handelt es sich um die Habilitationsschrift von Klaus Schriewer. Im Vorwort legt der Verfasser offen, dass die Arbeit erst mit zehnjähriger Verspätung den Weg an die Öffentlichkeit fand. Auf die seit der Niederschrift in den frühen 2000er Jahren erfolgten Veröffentlichungen zum Thema Wald und Umweltschutz wurde für die Drucklegung nicht mehr eingegangen, was doch als ein gewisses Manko zu betrachten ist, da zehn Jahre eine lange Zeit sind, in der einige relevante Literatur zum Thema erschienen sein kann.¹ Zudem hat sich in den letzten paar Jahren in Bezug auf Deutungsmuster von Wald und Natur durch die Rückkehr von Bär und Wolf einiges bewegt, was wohl mit Gewinn in eine Arbeit zur Kulturgeschichte des Waldes hätte integriert werden können.

Wie Schriewer schreibt, ist der Wald eben nicht nur Ökosystem und Erlebnisraum, sondern verfügt über kulturell und symbolisch reiche Zuschreibungen, so dass von einer Deutungs- und Zuschreibungspluralität auszugehen ist. Direkte Erfahrungen mit und im Wald sind in unserer urbanisierten und technisierten Umwelt rar geworden. Das Buch befasst sich mit drei Modi der Waldnutzung: Naturschutz/Forstwirtschaft, Jagd und Wandern. Es geht dem Autor dabei um die verschiedenen Formen des Wald- und Naturbewusstseins. Zur Erforschung des Waldbewusstseins bezieht sich Schriewer auf eine Vielzahl von Quellen, die den Zeitraum von 1995 bis 2000 umfassen. Darunter finden sich rund 130 narrative Interviews, Zeitschriften- und graue Literatur von Verbänden sowie Archivmaterialien und Bürgereingaben, was sehr verschiedene Blickwinkel ergibt. Er bezieht sich bei seiner Verwendung des Bewusstseinsbegriffs auf die von Albrecht Lehmann in den 1980er Jahren eröffnete Denkschule, die aufzeigen will, wie Menschen ihre eigene Geschichte erfahren und deuten. Der Verfasser geht davon aus, dass innerhalb der Gesellschaft nebeneinander existierende, unterschiedliche Arten des Naturbewusstseins vorherrschen, die auch von den «Verwendungszwecken» vorgegeben sind: Der Förster schreibt dem Wald andere Eigenschaften ein, als der Jogger, dessen Waldnutzungen und -zuschreibungen wiederum von denjenigen der Jägerschaft differieren.

Anders als man meinen könnte, ist Wald nicht unberührte Natur, sondern weist eine lange Geschichte der Pflege – der Forstwirtschaft – auf. Wie Schriewer schreibt, ist der «geschichtliche Blick integraler Bestandteil der Forstberufe» (S. 50), weil sie langfristig arbeiten, Bäume, respektive Holz erst nach Jahren, wenn nicht Jahrhunderten ernten. Das Aussehen der meisten westeuropäischen Wälder ist auf solche forstwirtschaftliche Eingriffe zurückzuführen. Diese sind vor allem seit 1945 prägend für das Erscheinungsbild der Wälder. Die Nachkriegszeit in Deutschland ist gekennzeichnet von Holzproduktion, die vor allem nach Monokulturen verlangt. Erst in den 1960er Jahren wird der Wald auch mit Erholung (der Menschen) in Verbindung gebracht; der Aufenthalt und die Erholung im Wald werden als Nutzen für den Menschen entdeckt. Zu der Zeit beginnen sich Vita Parcours, Grillplätze und andere Erholungselemente in den Wäldern auszubreiten. In den 1970/80er Jahren

1 Einige neuere Literatur zum Nexus Wald, Kultur und Freizeit: Thomm, Ann-Kathrin (Hg.): *Mythos Wald: [Begleitbuch zur gleichnamigen Wanderausstellung des LWL-Museumsamtes für Westfalen, Münster]*, 2009. Wald. Biotop und Mythos. (Grüne Reihe des Lebensministeriums, 23), 2011. Thomas Kirchhoff (Hg.): *Sehnsucht nach Natur. Über den Drang nach draussen in der heutigen Freizeitkultur* (Edition Kulturwissenschaft, 15), 2012.

breitet sich das Schlagwort vom «naturgemässen» Wald aus. Bei dieser Art der Waldpflege wird der Boden nicht mehr frei geräumt, sondern das sterbende Holz bleibt liegen. Der Wald erscheint weniger licht und folglich als weniger zugänglich. Auch ein Abweichen von den Pfaden und Wanderwegen ist bei diesem Typus Wald nur mehr umständlich möglich. Dieser kurze Einblick in forstwirtschaftliche und naturschützerische Praktiken zeigt die Verwerfungslinien zwischen den verschiedenen Waldnutzungen.

Auch das in den 1970/80er Jahren fest gestellte Waldsterben führte zu einem Aufschwung von naturschützerischen Anliegen und Akzeptanz. Naturschutz muss als Produkt des 19. Jahrhunderts gelten, das auch mit der Romantik und des von ihr mitinitiierten neuen Naturgefühls zusammenhängt. Nach dem Zweiten Weltkrieg herrschte in Fragen des Naturschutzes ein Pragmatismus vor, der in den 1970er Jahren neuen Fragen, respektive einer Politisierung wich, die nicht zuletzt auch durch die Rede vom Waldsterben angeheizt wurde.

Auffallend ist, dass bei NaturschützerInnen der emotionale Zugang zum Wald, zur Natur stark betont wird, diese Art des Zugangs zugleich aber einem Legitimationszwang ausgesetzt ist. Diese Kreise verstehen den Wald als «Refugium der unberührten Natur» (S. 107). Beklagt wird die Verarmung der Natur durch (ökonomisch begründete) Monokulturen und die Bedrohung, die vom Auftauchen von Neophyten ausgeht. Als gesunder, intakter Wald gilt ihnen der von Laubbäumen dominierter Mischwald, der die stark forstwirtschaftlich-ökonomisch konnotierte Rottanne in Schach hält.

Allgemein kann man sagen, dass die verschiedenen Kreise, die den Wald nutzen, sich eine naturnahe Bewirtschaftung wünschen und diese als Ideal betrachten. Ob die Jagd dazu gehört, ist umstritten. Naturschützerische Kreise sprechen den Jägern das Hegen und Schützen der Wildbestände ab. Die Jägerschaft sieht sich jedoch in der Rolle als Heger und Pfleger des Wildbestandes. In ihrem Selbstverständnis ist die Vorstellung, dass früher alles besser – sprich naturnäher – war, verbreitet. Gerade im Hinblick auf die Jagd ist dem zu widersprechen: Bis 1848 war die Jagd in Deutschland ein Adelsprivileg, danach wurde das Jagdrecht geöffnet, respektive war mit Grundbesitz verbunden. Auf dem eigenen Grund und Boden durfte man nach Herzenslust jagen. Das führte dazu, dass weniger eine Hege, sondern eine Maximierung des Wildbestandes angestrebt wurde. Die Frage der Wildhege (also nach dem der Landschaft angepassten und gesunden Wildbestand) ist eine Frage, die Förster und Jäger entzweit. Förster beklagen sich, dass zu viel Rehwild zu Frassschäden an den (jungen) Bäumen führt, was auch schon als «Waldsterben von unten» (S. 133) bezeichnet wurde. Auch innerhalb der Jägerschaft besteht Uneinigkeit. Im Visier der Kritik ist die «Trophäensucht» (S. 135). Die Begeisterung für das Geweih ist nach Schriewer ein Produkt des ausgehenden 19. Jahrhunderts und wurde durch den jagdbegeisterten Kaiser Wilhelm II. gesteigert. Einen weiteren Punkt stellt die Fütterung der Wildtiere im Winter dar, was als Erhalten des Wildbestandes auf künstlich hohem Niveau kritisiert wird. Darin mündet auch der Gedanke, dass das Hegedenken letztlich mehr mit viehzüchterischen Gewohnheiten als mit Schutz der Natur zu tun habe.

Weitere Konflikte um die Nutzung des Waldes ergeben sich mit der Gruppe der Wanderer. Wandern wurde um 1800 zum Trend; das sinnliche, ästhetische Erleben der Landschaft und der Natur wurde zum Ziel. Diese Entwicklung gipfelt im Laufe des 19. Jahrhunderts in der Gründung von Wandervereinen, denen die freie Natur als Gegenpol zu Urbanisierung und Industrialisierung galt. Ab den 1960er Jahren sollte Wandern der Erholung und Entschleunigung dienen. Geselligkeit und Bewegung werden von den Wandernden selbst in den Interviews als wichtige Aspekte für die Ausübung der Tätigkeit genannt. Kultivierte die Romantik den Topos des einsamen Wanderers in der unwirtlichen Natur ist heutiges Wandern meist eine in Gesellschaft ausgeübte Tätigkeit. Dem Wandern im Wald wird eine besondere Innerlichkeit und Intensität zugeschrieben. Die Wandernden schätzen den freien Blick vom Wald aufs Tal. Dieser ist nicht immer gegeben, aus dem Grund tendieren die Wandernden eher zum aufgeräumten, sprich forstwirtschaftlich stark bearbeiteten, naturfernen Wald. Auch hier zeigen sich die Verwerfungen betreffend Nutzungen mit ihren ästhetischen Ansprüchen, wie sie sich schon bei den anderen Gruppen gezeigt haben.

Das Resümee auf vier Seiten präsentiert in knapper – zu knapper – Form die wichtigsten Resultate, darunter «dass das gegenwärtige Waldbewusstsein nicht als kulturell homogen bezeichnet werden kann» (S. 199). Schriewer wirft Blicke auf viele Facetten, die über die sprichwörtliche Liebe der Deutschen zu (ihrem) Wald hinausgehen. In der Darstellung der Verständnisse und Praktiken bleiben seine Ausführungen in der Tendenz eher ausschnitthaft.

Meret Fehlmann

WIRTH, CHRISTA: *Memories of Belonging. Descendants of Italian Migrants to the United States, 1884–present*. Dissertation Universität Zürich. Leiden: Brill 2015, (Studies in Global Social History, 17 / Studies in Global Migration History, 5), 406 S., Ill.

Weshalb bezeichnen sich in den USA heute viele Nachfahren von Immigranten selbst in der vierten und fünften Generation noch als «Bindestrich-Amerikaner» («hyphenated Americans»), obwohl sie Sprache, Kultur und Herkunftsland ihrer Vorfahren kaum oder gar nicht kennen? Die Beantwortung dieser Frage hat schon viel, nur mit Mühe zu überblickende Literatur produziert, und es ist ein schwieriges und mutiges Unterfangen, in diesem theoretisch und politisch aufgeladenen Feld einen eigenständigen Forschungsbeitrag zu leisten. Christa Wirth, der Autorin des hier anzuzeigenden Bandes, ist dies – so viel sei bereits vorweggenommen – in überzeugender Weise gelungen. Bei ihrem Buch handelt sich um die überarbeitete Fassung ihrer von Carlo Moos und Donna R. Gabaccia betreuten und 2012 an der Universität Zürich verteidigten Dissertation.

Wirth stellt das Gedächtnis als Analysekategorie und zugleich Agens von Zugehörigkeit ins Zentrum ihrer Studie. Das individuelle und das kollektive (Familien-)Gedächtnis im Sinne von Maurice Halbwachs lassen sich nur mit Hilfe der Sprache erschliessen, genauer mittels Analyse von Sprechakten, weshalb die Autorin narrative *Oral-history*-Interviews geführt und texthermeneutisch-rekonstruktiv ausgewertet hat. Auf diese Weise vermag sie mnemonische Muster und Motive herauszuarbeiten und aufzuzeigen, wie Migrationsprozesse, die lange vor der eigenen Geburt stattgefunden haben, nachwirken (können). Dass sich die Autorin hierbei auf das Fallbeispiel ihrer eigenen Familie stützt, ist in methodischer Hinsicht nicht unproblematisch, wird von ihr aber wiederholt kritisch reflektiert – und ermöglicht ihr nicht nur einen privilegierten Zugang zu ihren Interviewpartnerinnen und -partnern, sondern auch zu Dokumenten, Briefen und Photos aus dem privaten Familienarchiv, das ihr sonst wohl verschlossen geblieben wäre. Insgesamt hat die Autorin über einen Zeitraum von neun Jahren 34 Interviews mit 18 Nachfahren ihrer Urgrosseltern mütterlicherseits, die vier verschiedenen Generationen angehören, sowie einigen weiteren Personen geführt.

1913 wanderte das Ehepaar Elvira und Giovanni Soloperto, das in der süditalienischen Kleinstadt Sava eine Kaffeebar betrieben hatte, zusammen mit zwei kleinen Kindern in die Industriestadt Worcester im US-amerikanischen Bundesstaat Massachusetts aus. Wie viele andere aus Sava liessen sie sich an der Shrewsbury Street nieder, an der allein es damals sechzig italienische Geschäfte gab. Wirth betont in diesem Zusammenhang einerseits das Phänomen der Kettenmigration (das sie mit minutiös ausgewerteten Daten aus Passagierlisten belegt) und andererseits den transnationalen Charakter der Migration: Von den 4.5 Millionen Italienern, die zwischen 1880 und 1924 mit dem Schiff in die USA reisten, kehrte die Hälfte später wieder nach Italien zurück, manche reisten mehrmals hin und her, zahlreiche Familien lebten auf zwei Kontinente verteilt. Nach zwei Jahren Arbeit in der Industrie eröffnete Giovanni Soloperto einen Lebensmittelladen, und bald wuchs die Familie durch die Geburt weiterer Kinder auf neun Personen an. Mit dem Wegzug von Tochter Beatrice und ihrem Mann 1941 nach New Hampshire teilten sich die Nachfahren des Emigrantenehepaars in zwei distinkte Familienlinien: die «Worcester line», die im italienisch geprägten Arbeitermilieu von Worcester verhaftet blieb – symbolisch dafür steht das an der Shrewsbury Street gekaufte Haus, das bis heute von Mitgliedern dieser Familienlinie bewohnt wird –, und die «separated line», die durch Umzug in eine ethnisch gemischte, suburbane Umgebung sowie College-Abschlüsse ihren Aufstieg in die weisse Mittelklasse realisierte.

Bis heute bestehen signifikante Unterschiede zwischen den beiden Familienlinien, was die Identifikation und Zugehörigkeit ihrer Mitglieder betrifft: Während sich die «Italianness» der Worcester-Linie durch Kontinuität bezüglich Wohnort und Klassenzugehörigkeit auszeichnet, ist jene der separierten Linie durch Entfremdungs- und Verlusterfahrungen infolge der starken Orientierung an den «White Anglo-Saxon Protestants» geprägt. Nur auf den ersten Blick als paradox erscheint, dass die konkrete Immigrationsgeschichte von Elvira und Giovanni Soloperto im kollektiven Gedächtnis der «Worcester line» bereits in der dritten, im Gedächtnis der «separated line» hingegen erst in der vierten Generation verschwindet: In Worcester ist Italianità bis zu einem gewissen Grad noch immer gelebte Realität (Essen, Kirche, Familien- und Alltagsbeziehungen) und wenig gefährdet; in der separierten Familienlinie, die an verschiedenen Orten lebt (eine Angehörige der dritten Generation, die Mutter der Autorin, emigrierte 1972 in die Schweiz), existiert sie nur mehr sehr begrenzt und muss reaktiviert (zum Beispiel mittels Erinnerungsarbeit) oder neu erkämpft werden.

In ihrer dichten, theorie- ebenso wie quellengesättigten Studie zeigt Wirth, dass die «Italianness» heutiger «later-generation Italian Americans» nicht bloss «symbolische Ethnizität» (Herbert J. Gans) und mehr als lediglich ein Substitut für die verlorengegangene erweiterte Familie im suburbanen Amerika (Mary C. Waters, Robert N. Bellah et al.) ist, sondern eine komplexe Gemengelage aus

erlebter oder erinnertes Diskriminierung, aktiver Abgrenzung, sozialem Netz, Alltagsrealität und Konsumstil. War der Bindestrich der Italo-Amerikaner bis in die 1960er Jahre hinein ein Zeichen ihrer Unerwünschtheit in den USA, ist er im Zuge des Multikulturalismus und «Ethnic Revival» zu einem gefragten Prädikat geworden. Oder wie es ein 1991 geborener Angehöriger der fünften Generation ausdrückt: «It is cool to be Italian.» – Es ist ein besonderes Verdienst der Autorin, dass sie diese Phänomene und Entwicklungen nicht nur differenziert nachgezeichnet, sondern auch in die theoretischen und politischen Diskurse eingeordnet hat, ohne dabei der Gefahr einer Kulturalisierung zu erliegen; vielmehr ist es ihr gelungen, die sozioökonomischen Bedingungen, auf denen Gedächtnis, Identität und Zugehörigkeit basieren, freizulegen. Eine analoge Untersuchung für die Schweiz, wo die Migrationsgeschichte und -diskurse freilich ganz anders verlaufen sind als in den USA, wäre sehr zu begrüssen.

David Zimmer

Eingesandte Bücher

BERGER, KARL C. ET AL. (Hg.): Stofflichkeit in der Kultur. Referate der 26. Österreichischen Volkskundetagung vom 10.–13. November 2010 in Eisenstadt. Wien: Österreichisches Museum für Volkskunde, 2015 (Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde. Neue Serie, 25), 238 S., Ill.

BISCHOFF, CHRISTINE: Blickregime der Migration. Images und Imaginationen des Fremden in Schweizer Printmedien. Münster: Waxmann, 2016 (Internationale Hochschulschriften, 63), 324 S., Ill.

BLATTER, MICHAEL UND VALENTIN GROEBNER: Wilhelm Tell. Import – Export. Ein Held unterwegs. Baden: Hier+Jetzt, 2016, 160 S., Ill.

FORSCHUNGSGRUPPE BROADCASTING SWISSNESS (Hg.): Die Schweiz auf Kurzwelle. Musik – Programm – Geschichte(n). Zürich: Chronos, 2016 (Kulturwissenschaftliche Technikforschung, 4), 160 S., Ill.

GALLE, SARA: Kindswegnahmen. Das «Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse» der Stiftung Pro Juventute im Kontext der schweizerischen Jugendfürsorge. Zürich: Chronos, 2016, 756 S., Ill.

GEORGET, JEAN-LOUIS ET AL. (Hg.): Kulturkreise. Leo Frobenius und seine Zeit. Berlin: Reimer, 2016 (Studien zur Kulturkunde, 129), 390 S., Ill.

HÖRZ, PETER F. N. (Hg.): Eisenbahn spielen! Populäre Aneignungen und Inszenierungen des Schienenverkehrs in grossen und kleinen Massstäben. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, 2016 (Göttinger Studien zur Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie, 3), 232 S.

LEHNINGER, ANNA: Vor-Bilder, Nach-Bilder, Zeit-Bilder : kommerzielle Zeichenwettbewerbe für Kinder in der Schweiz, 1935-1985. Zürich: Chronos, 2015 (Populäre Literaturen und Medien, 11), 252 S., Ill.

LOSSIN, EIKE UND JOCHEN RAMMING (Hg.): Reine Glaubenssache? Neue Zugangsdaten zu religiösen und spirituellen Phänomenen im Prozess der Säkularisierung. Münster: Waxmann, 2015 (Kulturtransfer, 8), 188 S., Ill.

MÖLLER, MATTHIAS: Leben in Kooperation. Genossenschaftlicher Alltag in der Mustersiedlung Freidorf bei Basel (1919–1969). Frankfurt: Campus, 2015 (Arbeit und Alltag, 11), 286 S., Ill.

MÜSKE, JOHANNES: Klänge als Cultural Property. Technik und die kulturelle Aneignung der Klangwelt. Zürich: Chronos, 2015 (Kulturwissenschaftliche Technikforschung, 3), 266 S., Ill.

MUSEUM DER KULTUREN (Hg.): Tessel, Topf und Tracht. Europa gesammelt und ausgestellt. Basel: Merian, 2015, 208 S., Ill.

PAMMER, JOSEF: Erinnerungen an den Volkskundler Helmut P. Fielhauer/mit einer Einleitung von Olaf Bockhorn. Wien : Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2015 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 39), 155 S., Ill.

PESCH, DOROTHEE (Hg.): Do it yourself! – Mach's doch selber! Begleitheft zur Ausstellung «Do it yourself! – Mach's doch selber!» im schwäbischen Volkskundemuseum Oberschönenfeld vom 13. März bis 9. Oktober 2016. Oberschönenfeld: Schwäbisches Volkskundemuseum Oberschönenfeld, 2016 (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben, 54), 79 S., Ill.

POMP, CONSTANZE N.: Brettlehupfen. Die Frühphase des Skilaufens im Hochschwarzwald (1890–1930). Münster: Waxmann, 2016 (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, 11), 524 S., Ill.

SCHMIDT, PETRA: Total Quality Mama. Mutterschaft aus der Perspektive der Arbeit. München: Utz, 2015 (Münchner ethnographische Schriften, 18), 132 S.

SCHNEIDER, INGO ET AL. (Hg.): Das Unbehagen an der Kultur. Argument Sonderband. Hamburg: Argument, 2015, 272 S.

SCHWEIZERISCHES NATIONALMUSEUM (Hg.): Arbeit. Fotografien aus der Schweiz 1860–2015 / Le travail. Photographies provenant de Suisse 1860–2015. Zürich: Limmat, 2015, 224, Ill.

SYMANCZYK, ANNA ET AL. (Hg.): Klang – Kontakte. Kommunikation, Konstruktion und Kultur von Klängen. Berlin: Reimer, 2016 (Schriftenreihe der Isa Lohmann-Stiftung, 9), 234 S., Ill.

TAUSCHEK, MARKUS (Hg.): Macht, politische Kultur, Widerstand. Studentischer Protest an der Universität Kiel. Münster: Waxmann, 2016, 198 S., Ill.

TISCHBERGER, ROMAN (Hg.): Prosit Neujahr! Der Jahreswechsel und das Glück. Oberschönenfeld: Schwäbisches Volkskundemuseum Oberschönenfeld, 2015 (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben, 53), 71 S., Ill.

UTHER, HANS JÖRG: Deutscher Märchenkatalog. Ein Typenverzeichnis. Münster: Waxmann, 2015, 760 S.

ZIMMERMANN, HARM-PEER ET AL. (Hg.): Lust am Mythos. Kulturwissenschaftliche Neuzugänge zu einem populären Phänomen. Marburg: Jonas, 2015 (Zürcher Schriften zur Erzählforschung und Narratologie, 1), 319 S., Ill.